Auf dem Balle.

Momentbilder von Egon Roska.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Der Philosoph an der Tür.

Weshalb er eigentlich zum Ball gegangen ist, weiß er nicht recht. Er steht an der Tür und überblickt den Ballsaal und denkt darüber nach, weshalb er auch da sei.

Weil die Kollegen alle hingingen, das ist doch eigentlich kein genügender Grund.

Weil er hoffte, sich dort zu amüsieren! Lächerlich, wann hätte er sich jemals auf einem Balle amüsiert. Tanzen, mit ganz fremden Mädchen! Welche Torheit! Hat's überhaupt einen Sinn, sich nach den Klängen der Musik herumzudrehen? Ist das ein Vergnügen? Steckt da eine Logik drin? Man dreht sich herum, wenn man auf der andern Seite etwas sehen will oder sonst irgendeinen vernünftigen Zweck damit verbindet! Aber nur des Herumdrehens halber! Unsinn! Und noch dazu beim Herumdrehen auf die Musik achten und aufpassen, daß man der Dame, mit der man tanzt, nicht auf die Füße tritt. Und immer genau so tanzen, wie die Dame will! Und andere Paare dabei nicht stoßen und sich nicht stoßen lassen.

Das soll ein Vergnügen sein!?

Und dann die Ballgespräche! Von ganz gleichgültigen Dingen reden mit fremden Menschen, noch dazu mit Mädeln, mit denen man kein vernünftiges Wort reden kann, nicht von weltbewegenden Problemen sprechen! Unsinn!

Nein, das Tanzvergnügen ist eine der törichsten Einrichtungen der Welt, der Ballsaal ein Tummelplatz für Idioten, ohne höhere Interessen, ohne —.

„Donnerwetter, die kleine Brünette, mit der Kollege Frenzen tanzt, ist ganz entzückend. Und wie famos sie tanzt, und wie sie unaufhörlich in ihn hineinplappert, er scheint gar nicht zu Worte zu kommen — dieser Tölpel! — ein wahres Sprühteufelchen! Entzückend, reizend! Ja, wenn ich an die herankommen könnte! Ich muß aufpassen, wo sie bleiben! Frenzen muß mich vorstellen, sonst duelliere ich mich mit ihm und schieß' ihn nieder! Ich muß mit dieser entzückenden Brünette tanzen!"

Und der Philosoph verläßt seinen Zuschauerposten an der Tür und stürzt sich in den Strudel des Ballsaals. Zwei schwarze, sprühende Augen eines kleinen, süßen Plappermäulchens haben seine ganze Philosophie im Nu über den Haufen geworfen.

Der letzte Ball.

Schon im vorigen Jahre hatte sie sich gelangweilt. Und weshalb sie doch wieder gekommen? Die Mutter hatte zugeredet. Zum Resignieren, zum Abschiednehmen von den Freuden der Jugend sei sie noch zu jung.

„Aber um hinter andern zurückzustehen, noch nicht alt genug!" hatte sie erwidert, hatte aber doch eingewilligt, als die Mutter mit ihrem freundlichen Zureden nicht abließ.

So war sie wieder da und saß neben der Mutter.

Freilich, sie gestand es sich selbst ein, sie war auch gekommen, weil sie gern tanzte, und daß sie sitzen bleiben würde, den ganzen Abend als Mauerblümchen den Ballsaal zieren, das war ja nicht zu befürchten. Sie hatte ja Bekannte genug da, die „anstandshalber" mit ihr einen Tanz machen mußten. Und auf jedem Balle gibt's Herren, die eine gewandte Tänzerin einer jungen, hübschen, die eben nur jung und hübsch ist, vorziehen.

So saß sie da und beobachtete. Und wenn man nicht immerfort tanzt, sieht man mehr, als man sehen möchte und sollte.

Daß der Assessor Mürbe plötzlich so intensiv in seine Dame hineinsprach, das hatte sie, Berta Kuhlmann, nur zu genau bemerkt. Sie hatte wohl den Blick aufgefangen, der zu ihr unwillkürlich gelangt war und plötzlich den Assessor so gesprächig gemacht hatte.

„Nun, nun, Herr Assessor Mürbe, ich kann Sie auch entbehren! Tanzen Sie nur mit Ihrer kleinen unbedeutenden Tänzerin, wenn's Ihnen Spaß macht. Sie hätten mich deshalb nicht übersehen brauchen!"

Dann hatte sie ein paarmal getanzt und dann wieder während ein paar langer, ach, so langer Tänze gesessen. Dann hatte wieder die Musik begonnen, und sie war noch nicht engagiert. Plötzlich aber sah sie den Assessor Mürbe auf sich zukommen. Sie wollte ihn abblitzen lassen.

Aber wie nur, was sollte sie sagen! Ich tanze heute nicht, das ging ja nicht an. Sie hatte doch schon getanzt. Ich bin müde! Er könnte womöglich spöttisch fragen: „Haben denn gnädiges Fräulein schon so viel getanzt?" Und wenn sie irgendeine andere Ausrede fände, konnte er womöglich glauben, daß sie beleidigt sei, weil er, dieser unbedeutende Assessor, sie erst so spät auffordere.

Nein, nein, sie mußte mit ihm tanzen, und daß sie das mußte, und daß sie nun mit ihm tanzte, ärgerte sie.

Und während ihre Mutter dasaß und sich freute, daß ihre Berta nun doch noch tanzte und sich amüsierte, tanzte sie nur mit dem einen Gedanken: Fort von hier!

Aber sie tanzte doch mit heller Freude am Tanz. Ganz ließ sie sich von den Wogen der herrlichen Walzermusik wiegen. Es war ein Walzer der guten alten Zei, und die jungen Tänzerinnen, die an die neuen modischen Tänze gewöhnt sind, konnten die ganze Herrlichkeit dieses Walzers gar nicht ausschöpfen. Sie tanzte zuletzt ganz allein nur noch mit dem Assessor, der auch ein flotter Tänzer war, dahin, bis die Musik schwieg. Dann ließ sie sich auf den Platz führen.

„Ich muß nach Hause, Mutter!" flüsterte sie.

„Aber Kind, jetzt, wo du so flott getanzt hast. Alle Leute haben dich bewundert! Paß auf, wie jetzt die Tänzer kommen werden!"

Nein, nein, ich will nicht tanzen!"

„Aber du hast doch so schön eben mit dem Assessor getanzt. Es war eine Lust zu sehen. Und man sah dir ordentlich an, wie gerne du tanzt!"

„Eben deswegen, Mutter, muß ich nach Hause! Ich habe mich vergessen können, und das ärgert mich! Komm nur!"

„Diese dummen Mädchenlaunen!" dachte die Mutter und schritt verdrießlich hinter der Tochter dem Ausgang zu.

Napoleon als Falschmünzer.

Der unversöhnliche Haß, der Napoleon I. gegen England beseelte, entsprang dem gekränkten Ehrgeiz des Kaisers: seine geniale Kriegskunst war an der englischen Flotte zuschanden geworden. Aus diesem Gefühl heraus wies er es auch weit von sich, mit England zwecks Aufteilung der Welt zu paktieren; er versteifte sich darauf, es zu vernichten. Alle Versuche nach dieser Richtung aber hatten sich im wahren Sinne des Wortes als ein Schlag ins Wasser erwiesen, und die Niederlage bei Trafalgar fügte dem Stolz des Kaisers vollends eine tödliche Wunde bei. Deshalb griff er, nachdem sich die militärischen Machtmittel als unzulänglich erwiesen hatten, zu dem Verzweiflungsmittel eines erbitterten Wirtschaftskampfes. Die Kontinentalsperre sollte Englands Handel und Industrie erdrosseln, daneben aber erhoffte er durch die Überschwemmung mit gefälschten Banknoten die Finanzen und den Kredit Großbritanniens zu untergraben. „Man glaube nicht", schreibt Oreste Rizzini, „daß die romantische Geschichte von den gefälschten englischen Banknoten, die Napoleon in großem Maßstabe herstellen ließ, in das Reich der Märchen zu verweisen ist. Wir besitzen in den unveröffentlichten Briefen Napoleons, die im Jahre 1897 herausgegeben wurden, das Eingeständnis dieser bedenklichen „Methode", wenn auch von ihrer Anwendung auf England hier nicht die Rede ist. In den Briefen, die Napoleon aus dem Schlosse Schönbrunn an seinen Polizeiminister Fouché richtete, bestätigt der Kaiser die von ihm bereits mündlich erteilten Befehle, daß falsche Kassenscheine der Bank von Wien im Betrage von hundert Millionen Gulden herzustellen seien." Er machte dem Minister aber die Geheimhaltung der Sache zur unbedingten Pflicht. Die Werkstätte zur Herstellung des falschen Papiergeldes sollte zunächst im Schlosse von Vincennes eingerichtet werden; statt dessen aber wählte man schließlich ein Haus des Boulevards Montparnasse in Paris, und hier wurde denn auch in der Druckerei eines gewissen Fain, des Bruders des Privatsekretärs des Kaisers, Baron Fain, die Fabrikation der falschen Banknoten betrieben. Nach der Hochzeit Napoleons mit Marie Louise wußte es Metternich durchzusetzen, daß die Fabrikation der falschen Gulden eingestellt wurde. Auch die der englischen Banknoten dürfte im Jahre 1811 ihr Ende erreicht haben, als es der englischen Regierung gelungen war, einen der Verbreiter des Falschgeldes, einen gewissen Malchus, zu fassen und ihn sein Verbrechen am Galgen büßen zu lassen. Zwei andere Agenten Napoleons namens Bernard und Blanc entgingen wie durch ein Wunder dem Schicksal ihres unglücklichen Genossen.

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 15. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der Gemütsverfassung, in der er sich befand, war diese neue Sache für ihn eine angenehme Abwechslung. Er hielt sich darum nicht lange in seiner Wohnung auf, sondern machte sich bald auf den Weg in die Charlottenstraße zum Bureau des Herrn Strecker.

Dieser hatte ihn offenbar mit Ungeduld erwartet. Er kam Hofer fast bis zur Tür entgegen, mit einer gewissen Nervosität bat er ihn, Platz zu nehmen und ging ohne Umschweife auf die Sache los.

„Sie wissen doch noch, was wir besprochen hatten, Herr Hofer? Ja?" begann er. „Also, hier habe ich ein Objekt. Bitte, prüfen Sie es, und geben Sie Ihr Gutachten ab."

Er nahm von seinem Schreibtisch eine Schachtel, öffnete sie und holte aus einer Samtumhüllung einen glitzernden Kristall heraus.

Hofer nahm den Stein, ging damit zum Fenster und prüfte ihn mit angespanntester Aufmerksamkeit. Er schien gar nicht fertig werden zu können. Er betrachtete den Diamanten wieder und wieder, untersuchte ihn, ließ seine Flächen funkeln, prüfte seine Härte und Echtheit, untersuchte aufs genaueste seine Reinheit und schüttelte immer wieder verwundert den Kopf.

Nun wurde Strecker ungeduldig.

„Sie schweigen sich ja so gründlich aus, Herr Hofer", bemerkte er. „Fällt Ihnen etwas Besonderes an dem Stein auf?"

„Ja, allerdings", sagte Hofer. „Es ist das Kurioseste, was ich bisher gesehen habe."

„Vor allem, Herr Hofer", fragte Strecker nervös, „der Diamant ist doch echt, hat doch seinen Wert?"

Hofer schwieg einen Moment. Dann sagte er:

„Er ist durchaus echt und repräsentiert sogar einen sehr großen Wert — nach vielen Tausenden. Wir müssen ihn aber erst abwiegen und sehen, wieviel Karat er hat. Dann muß freilich davon etwas abgezogen werden . . . Der Stein sieht höchst sonderbar, ganz eigentümlich aus."

„Wieso denn?" fragte Strecker.

„Nun, es ist dieselbe Sache, wie bei dem Steinchen, das Sie mir beim ersten Besuch gezeigt haben, aber noch kurioser", sagte Hofer. „Sehen Sie", fuhr er fort, indem er Strecker die Stellen zeigte, „da . . . und da . . . scheint manches wie gewaltsam abgesplittert und auch wie ungeschliffen. Man möchte sagen, es war ein vorzüglich geschliffener Stein, an dem wieder herumgeschliffen wurde und von dem mit roher Hand kleine Stückchen abgesplittert wurden."

„Das ist nun wohl nicht geschehen", sagte Strecker mit einem ruhigen Lächeln, „der Stein sieht gerade so aus, wie er erschaffen worden ist."

Hofer wandte sich rasch um und blickte Strecker erstaunt an.

„Ich glaube, Herr Strecker", meinte er mit aller Höflichkeit, „Sie haben einen Diamanten, wie er von der Natur kommt, wie er ursprünglich am Fundort aussieht, noch nicht gesehen."

„O doch", sagte Strecker lachend, „aber hier liegt der Fall ganz anders."

Hofer legte den Diamanten wieder in das Samtfutteral, dann das Ganze in die Schachtel, und setzte den Deckel auf. In der Art seiner Bewegung lag Mißmut, Mißtrauen und Unlust. Er tat es wie ein Mensch, der im Begriff ist, im nächsten Moment zu erklären, daß er nicht gern mehr mittun wolle.

Strecker erriet leicht, was in Hofer vorging.

„Nun, ich sehe schon, ich muß Ihnen sagen, wie die Sache zusammenhängt", bemerkte er. „Aber ich muß Sie um unbedingte und allerstrengste Diskretion bitten. Der Diamant hier ist nicht in irgendeiner Diamantengrube gefunden worden — er ist künstlich hergestellt."

„Das ist unmöglich!" rief Hofer in festem Tone.

„Doch, es ist möglich, es ist Wahrheit!" entgegnete ebenso fest Strecker.

Und es blieb ihm nichts weiter übrig, als Hofer eingehend von der von ihm begründeten Gesellschaft und dem Laboratorium Dörings zu berichten und ihm zu erzählen, daß er, Strecker selbst, mit seinen drei Gesellschaftern dem ersten Experiment beigewohnt habe.

Mit Verwunderung und Zweifeln hörte Hofer zu.

Dann sagte er:

„Als Fachmann bin ich selbstverständlich in bezug auf die Versuche, künstliche Diamanten zu erzeugen, auf dem laufenden. Ich weiß von allen Experimenten, die nun schon seit Jahren von verschiedenen Physikern und Chemikern an verschiedenen Orten unternommen worden sind. Was ernsthaftes Resultat war, bestand aus ganz kleinen Splitterchen, die gerade noch mit dem Mikroskop, bestenfalls mit der Lupe gesehen werden konnten. Alles andere aber war — ganz wie bei Lemoine — absoluter Schwindel."

„Hätten Sie es nicht vor mehreren Jahren für Schwindel gehalten, wenn man Ihnen gesagt hätte, daß man völlig echte, wirklich echte Rubine so leicht und so schnell erzeugt, etwa, wie man Kaffee kocht?" fragte Strecker.

„Künstliche Rubine werden schon seit langem erzeugt", wandte Hofer ein.

„Aber nicht in dieser Qualität", bemerkte Strecker. „Und daß es sogar vor den Augen zahlloser Zuschauer im Varietétheater geschehen könnte — davon hat man auch nicht geträumt. Man muß sich doch nicht gegen jede Neuheit mit Gewalt sträuben. Einmal war doch ein erster Mann da, der zum ersten Male künstliche Rubine, und wieder ein erster, der zum ersten Male künstliche Diamanten machte — auch wenn sie unsichtbar klein waren. Hier ist jetzt ein erster Mann da — ein Mensch, den alle seine Fachgenossen als Genie bezeichnen — der zum ersten Male Diamanten in beliebiger Größe machen kann. Der Schwindler Lemoine wollte nur bares Geld haben; unser Mann, Döring, hat weder einen Pfennig Geld von uns erhalten, noch hat er den Wunsch, von uns etwas zu nehmen. Dagegen aber will er ein Geschäft machen und seine Erfindung vorläufig nicht an die große Glocke hängen.

Es liegt nicht der geringste Grund vor, hier irgendwelchen Schwindel zu vermuten."

Hofer hörte aufmerksam zu, schwieg und überlegte. Was Strecker da gesagt hatte, war durchaus logisch und einleuchtend. Daß der Tag kommen müsse, an dem in der Tat künstliche Diamanten in beliebiger Größe erzeugt werden würden, ist ja für die Wissenschaft ziemlich sicher. Auch die Juweliere haben sich daran gewöhnt, an diese Möglichkeit zu glauben. Und ebenso gut, wie dieser Tag nach fünfzig, nach hundert, nach zweihundert Jahren kommen kann — wo läge die Unmöglichkeit, daß er schon jetzt gekommen war? Wir erleben jedes Jahr so große, überraschende, unerwartete Wunder der Technik und der Wissenschaft, daß sich auch dieses Wunder täglich ereignen kann, sich vielleicht auch schon ereignet hat. Konnte nun er, Hofer, so fest und sicher ein Ereignis, eine Tatsache leugnen, die sich vor den Augen glaubwürdiger Zeugen abgespielt hatte?

Er nahm den Diamanten wieder aus der Schachtel und betrachtete ihn mit prüfenden Augen.

„Auch wenn ich glauben will, daß Herr Döring alles kann", sagte er, „stehe ich vor einem Rätsel. Es ist mir unbegreiflich, daß ein — sagen wir — künstlicher Diamant, fachmännisch geschliffen aus der Retorte kommt."

„Das ist die natürliche Kristallisation des Steines", bemerkte Strecker.

„Hm, diese natürliche Kristallisation sieht einem künstlichen Schliff eines Amsterdamer Schleifers verteufelt ähnlich", bemerkte Hofer.

„Aber das ist nun einmal so", sagte Strecker ungeduldig. „Bei dem sehr komplizierten, langwierigen Prozeß, der sich da abspielt, scheint irgend etwas mit dem Stein vorzugehen, der ihm diesen Schliff gibt. Es ist nun nicht anders; Sie müssen es schon glauben. — Im übrigen — ich will Sie mit unserm Herrn Döring bekannt machen — Sie sollen mit ihm sprechen und mit Ihren eigenen Augen sehen."

„Einverstanden!" sagte Hofer.

Nun aber verlangte Strecker, daß der Stein abgeschätzt wurde. Hofer hatte seine Wage mit. Er wog den Diamanten, untersuchte ihn nochmals, brachte die abgesplitterte Stelle und die Kosten des Anschleifens in Rechnung und kam zu dem Resultat, daß der Stein nahezu dreißigtausend Mark wert sei. Als Verkaufsstelle bezeichnete er eine Firma in London, riet aber, den Stein vorher einer Schleifanstalt zu übergeben.

Strecker lächelte. Er war sehr zufrieden.

Siebzehntes Kapitel.

Im Kellergeschoß des Laboratoriums, in dem Karl Döring seine geheimnisvollen Arbeiten verrichtete, drehte sich der Anker der Dynamomaschine mit rasender Geschwindigkeit.

Döring brauchte wieder neue elektrische Kraft, er brauchte sie schon seit Tagen in ungeheuren Mengen.

Wer nur den leichtsinnigen, lustigen, lebensdurstigen Karl Döring gekannt hätte, den tollen Spieler und Verschwender, den liebenswürdigen Gesellschafter und Eroberer, würde ihn hier kaum erkannt haben. Hier, in seiner Werkstatt, war er der Arbeiter, wie ihn die Fachgenossen kannten: Ein Mensch mit starkem Willen, mit Zähigkeit und Ausdauer, ein Experimentator mit genialen Einfällen und ungeheurem Fleiß. Wenn er einmal eine Arbeit begann, die ihn interessierte, versank die ganze Welt um ihn. Er vergaß seine Bekannten, er vergaß seine Leidenschaften und Neigungen, er vergaß sogar das Essen. Nichts gab es für ihn, was ihn von seiner Arbeit hätte ablenken können. Er blieb bei ihr Tag und Nacht; er gönnte sich kaum wenige Stunden des Schlafes; er nahm sich kaum Zeit, etwas von den Nahrungsvorräten, die er in der Nähe hatte, zu sich zu nehmen; er wich nicht von der Stelle, bis er fertig war.

Freilich, war er dann mit einer Arbeit zu Ende, so begann sein unruhiges Leben von neuem, und es konnte vorkommen, daß er tagelang unauffindbar war, ohne daß irgend jemand wußte, wo er sich aufhielt, wo man ihn suchen könnte. Diese merkwürdige Art der Lebensweise bildete gewissermaßen einen Schleier, der mit einem undurchdringlichen Geheimnis seine Existenz rätselhaft machte.

Seine Bekannten interessierten sich nur wenig für seine Gewohnheiten. Sie wußten, daß er oft auf Tage und Wochen verschwand, um dann eines Tages wieder aufzutauchen, mit einer Miene, als hätte er sich erst gestern von ihnen verabschiedet.

Desto verdrießlicher aber war Frau Wanda Marhold, wenn ihr Karl plötzlich auf kürzere oder längere Zeit verschwand, ohne daß sie während dieser Periode nur die geringste Nachricht von ihm erhielt.

„Daran mußt du dich gewöhnen, liebes Herz", sagte er in seiner liebenswürdigen Weise. „Wenn ich mich erhalten und mir was für die Zukunft schaffen soll, muß ich arbeiten."

„Du kannst mir doch wenigstens sagen, wo du bist", jammerte sie, „du könntest doch auf eine Minute zu mir kommen, und nur ‚Guten Morgen!' sagen oder ‚Adieu!'."

„Wenn ich arbeite, habe ich für nichts Zeit, auch nicht für mich", antwortete er. „Warte, bis ich etwas geschafft habe, mein eigenes Laboratorium besitze . . . Dann wirst du mich jederzeit finden können."

Damit mußte sich Frau Wanda begnügen und trösten, und alle ihre Bemühungen, die Gewohnheiten Dörings zu durchbrechen, blieben vergebens.

Seitdem er aber in dem Laboratorium arbeitete, das ihm von seiner Gesellschaft errichtet worden war, schien er in der Tat jederzeit auffindbar zu sein. Entweder er führte das Leben des leichtsinnigen, jungen Mannes, den man in der Nacht im Spielklub, am Vormittag noch schlafend in der Wohnung, am Nachmittag und Abend in der Gesellschaft der Verlobten treffen konnte, oder er arbeitete und war stets bei der Arbeit zu finden, wobei er freilich Besucher nur sehr widerwillig empfing und niemals zum Plaudern aufgelegt war. Hier hatte er keine Zeit dazu, hier war er ausschließlich nur Arbeiter, der sich mit den knappsten Worten begnügte und sich nicht darum kümmerte, ob man sein Benehmen liebenswürdig fand oder nicht.

Es war nun an einem solchen arbeitsreichen Nachmittag, als an die Tür geklopft wurde und Adolf Grunau, ohne ein einladendes „Herein!" vernommen zu haben, eintrat.

„Da man Sie nirgends zu sehen bekommt," rechtfertigte sich Grunau, „muß ich Sie hier stören."

„Gott, man will doch mal mit Ihnen ein paar Worte sprechen. Seien Sie doch nicht gleich wie ein Bär, wenn man den Versuch macht, Sie zu sehen."

Döring beschäftigte sich mit der Untersuchung eines Stoffes, den er im elektrischen Ofen geschmolzen hatte, und schien die Anwesenheit Grunaus völlig vergessen zu haben.

„Fleißig bei der Arbeit", bemerkte Grunau, in dem Wunsche, ein Gespräch zu beginnen. „Haben Sie schon wieder neue Reichtümer in Ihrem Ofen?"

„Nein", antwortete Döring.

„Ihre Dynamomaschine rast ja unten," bemerkte Grunau, „Sie schmelzen also wieder."

„Ja, aber nicht das, was Sie glauben, lieber Adolf", sagte Döring. „Bis ich wieder etwas für Ihr Vermögen tue, müssen Sie schon warten. Ich mache jetzt etwas anderes."

„Ah, etwas Neues! Für uns?"

„Nein, für mich."

Grunau schwieg. Die Antwort war ihm unangenehm. Schließlich aber raffte er sich auf.

„Ich dachte, Sie wollten im Laboratorium nur Diamanten erzeugen?"

„Ich kann doch nicht die Welt mit Diamanten überschwemmen", sagte Döring in rauhem Tone. „Hauptsache ist, daß die Gesellschaft auf ihre Kosten kommt und Gewinn hat. Dafür werde ich schon sorgen. Was ich sonst hier mache, geht niemand etwas an, niemand, verstehen Sie, lieber Adolf? Das können Sie auch Ihren Herren sagen. Sie sollen nicht glauben, ich sei ihr Angestellter. Und wenn Sie denken, daß es Ihr Laboratorium ist, überlasse ich es ihnen gern; sie können sich dann einen andern suchen."

„Na, na, na, nur nicht gleich so zornig", sagte Grunau bestürzt. Man darf doch wohl eine kleine Frage fragen. Sie mögen ja sonst machen, was Sie wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Kleidung und Schmuck des Urmenschen.

Die Frage der Bekleidung dürfte bei den Urzeitmenschen keine große Rolle gespielt haben. Die Haut der erlegten Tiere ist sicher in der allereinfachsten Form verarbeitet worden; von einer richtigen Gerbung haben die Steinzeitvölker gewiß noch nichts gewußt. Ihnen war wohl ursprünglich das Fell nicht Zweck der Bekleidung, sondern in erster Linie ein Prunkstück, eine Jagdtrophäe, wobei es galt, den übrigen Gliedern der Horde einen Beweis körperlicher Überlegenheit oder tüchtig ausgebildeter Jagdlist zu geben. Da hat man das wertvolle Fell eines Jagdwildes umgelegt und als Paradestück mit sich geschleppt. Daraus mag sich dann nach und nach der Begriff und das Bedürfnis ständiger Kleidung herausgebildet haben.

In seinen ersten Anfängen war der Urmensch nur auf die Befriedigung seiner Leibesbedürfnisse bedacht. Anzeichen irgendwelchen entwickelten Schmucktriebes finden wir in den ältesten Ablagerungen noch nicht. Der Sinn für Zierat ist im Urmenschen erst später gekommen. Erst mit der Einwanderung der neuen Ostrasse, der Leute von Aurignac, kommt auch der Schmuck. Auf seinen Wanderungen hat der schon etwas höher entwickelte Urmensch allerlei gesehen, was seinem Auge auffiel: er sammelte schöne Steine, fand Gefallen an Muscheln und hing sie sich zum Schmuck und Auszeichnungen um Schulter und Hals. Die Halskette der Leute von Aurignac bestand aus durchbohrten Mittelmeermuscheln; in der gleichen Entwicklungsphase werden Zähne erlegter Tiere durchbohrt und auf eine Schnur gereiht; schöne Knochenstücke werden als Schmuck getragen, und wahrscheinlich hat der Urmensch auch Knochen erlegter Feinde als Trophäen mit sich geschleppt. Zweifellos ist der Schmuck älter als die Kleidung, zumal der Urmensch gegen die Unbilden der Witterung gewiß weit weniger empfindlich war, als wir verwöhnten Kulturmenschen es sind. Die eigentliche Quelle des Schmuckbetriebes leitet man aus dem selbstverständlichen Wunsch des Urzeitjägers ab, das Gehörn, die Klaue, das Gebiß, das Fell, vielleicht zunächst nur aus Freude am Besitz und aus dem primitiven Aneignungstrieb heraus aufzubewahren. Dafür konnte er aber keinen besseren und sichereren Aufbewahrungsort finden als den eigenen Körper. Tragen ja auch noch heute kulturell besonders tiefstehende Völker, etwa die Buschmänner der Kalahari, alles, was sie besitzen, an sich und mit sich herum. Dieser am Körper mitgeführte Besitz mußte sowohl als Mehrbesitz wie als ein allen sichtbares Zeichen bewiesener Überlegenheit den Neid der Genossen und die Bewunderung der Frauen erregen. Man wird also allgemein danach getrachtet haben, sich ähnlichen Besitz zu verschaffen, und damit war die Eitelkeit geweckt.

Auch die primitive Kleidung, d. h. das über die Schultern gehängte oder irgendwie um die Hüften befestigte Tierfell — Schultern, Hals und Hüften bieten sich als von der Natur gegebene Stützen ganz von selbst zu Trägern des ersten Schmuckes und Kleides dar — ist ursprünglich wohl als zur Schau getragenes Beutestück gleichfalls lediglich Schmuck gewesen. Erst allmählich wird der Träger des Felles seinen Nutzen zum Schutze des Rückens und der Weichen gegen Witterungszufälle, gegen die Dornengestrüppe des Waldes erkannt haben, und damit ging dann dieser besondere Beuteschmuck nach und nach in das schützende Kleidungsstück über. Von weither brachte der Aurignacmensch den Muschelschmuck, der ihm als Auszeichnung den Hals zierte. Die Mittelmeermuschel galt für ihn und seine Sippe als Seltenheit, an deren Erwerb sich sicher zumindest die Erinnerung an weite Wanderungen knüpfte; sie wurde ein Wertstück; vielleicht war auch der Schmuck einem feindlichen Hordenführer abgenommen, und stolz, als Siegestrophäe, trug man ihn ins neue Land.

Schmuck stand jedenfalls nicht jedem Stammesgenossen zu; nur Bevorzugte durften ihn tragen, als Zeichen von Würde und Macht. Es gibt noch heute eine ganze Anzahl von Wilden, die den gleichen Beuteschmuck tragen wie der Urmensch: Tierzähne und Krallen, Vogelschnäbel, Käferflügel und Schneckenschalen. Und Beuteschmuck sind im gewissen Sinne auch die Halsketten aus Menschenzähnen und Menschenhaaren, wie wir sie bei manchen Südseevölkern antreffen, aus den Finger- und Zehenknochen verstorbener Anverwandter oder erschlagener Feinde, wie sie die Andamaneninsulaner, die Apalachenindianer tragen, und das Armband aus menschlichem Unterkiefer bei den Papuas. Ab und zu findet man bei Ausgrabungen Stücke roten oder gelben Ockers, der heute noch sehr gut färbt. Auch Farbenreibschalen, richtige Farbnäpfchen hat man gefunden, in deren Aushöhlung noch Reste der alten Farben vorhanden sind. In den altsteinzeitlichen Gräbern bei Mentone waren die Skelettreste vollständig mit roter Farbe überzogen. Diese Befunde weisen mit Sicherheit darauf hin, daß der Urzeitmensch sich auch durch Färbung der Haut zu schmücken versucht hat. Die Körperbemalung ist heute noch bei allen Naturvölkern eine weit verbreitete Sitte.

Deutsche Dichtung.

Zuflucht.

Armes Wild im Waldesgrunde,
Schlägt die Jagd dir eine Wunde,
Flüchtest du zur tiefsten Stelle,
An des Walds geheimste Quelle,
Daß sie dir mit frischer Kühle
Lindernd deine Wunde spüle.

Mensch, du flieh mit deinem Schmerz
An die heimatlichste Stelle,
An des Trostes reinste Quelle,
Flüchte an das Mutterherz.
Doch die Mütter sterben bald;
Hat man dir begraben deine,
Flüchte in den tiefsten Wald
Mit dem wunden Reh — und weine!

Nikolaus Lenau.

Aus dem Tierleben.

Vögel als Taucher. Die Vögel, deren leichter Körper im allgemeinen verhindert, daß sie im Wasser tiefer einsinken, haben Mühe, unterzutauchen. Für manche Schwimmvögel ist das Tauchen überhaupt eine Unmöglichkeit. Zu diesen gehören die Schwäne, Albatrosse und Pelikane. Auch unsere Hausenten haben Mühe, unterzutauchen. Das zeigt ohne weiteres ein Blick auf eins der Tiere, das sich anschickt, zu tauchen. Die Schwimmvögel kommen dabei selten ganz unter Wasser, und an den fortgesetzten Ruderbewegungen der Beine erkennt man sogleich den Kraftaufwand, den sie benötigen, um sich unter Wasser zu halten. Sturmvögel, Möwen, Seeschwalben und Fischadler gehören der Familie der Stoßtaucher an, die nur durch die Geschwindigkeit, mit der sie ins Wasser hinabstoßen, die Fähigkeit erlangen, unter die Wasseroberfläche einzudringen. Tief können auch sie bei dem Widerstand des Wassers, der die durch den Stoß aufgebrachte Kraft rasch lähmt, nicht tauchen. Dagegen sind Tauchenten, Alken, Steißfüßer und Pinguine geradezu Meister im Tauchen. Sie sind freilich dazu auch besonders gut ausgerüstet. Denn ihr Federkleid liegt nicht nur fest an, sodaß nur wenig Luft zwischen den Federn bleibt, sondern sie haben auch ein dickes Fettpolster unter der Haut, das keine Lufthülle enthält. So erreichen sie leicht große Tiefen, wie z. B. die Eiderente. Zu der Familie der Taucher gehört auch der Eisvogel, der sich von erhöhtem Sitz herab ins Wasser stürzt. Eine Ausnahme von der Regel, nach der die Schwimmvögel es nicht lange unter Wasser aushalten können, bildet merkwürdigerweise der kleine Wasserstar, der 15 bis 20 Sekunden lang unter Wasser zu verweilen vermag. Sein Tauchen wird freilich nicht durch die eigene Kraft bewirkt, sondern durch den Druck des Wassers. Deshalb kann er auch in ruhigem Wasser nicht tauchen, sondern ist darauf angewiesen, lebhaft fließendes Wasser aufzusuchen.

Sprüche der Weisheit.

Kinder ahmen alles nach, was sie sehen; sorge deshalb, daß das Kind nur Gutes sieht und hört. Laß es nur mit wohlerzogenen Kindern umgehen. Laß es nicht allein auf der Straße umherlaufen. Wenigstens mußt du immer wissen, wo dein Kind ist.

*

Die Not ist die Mutter der Künste, aber auch die Großmutter der Laster.

Laßt uns lachen.

Altes Fräulein zum Arzt: „Die Menge Bälle im Winter macht mich ganz krank." — Arzt: „Ja, das viele Sitzen kann Ihnen unmöglich bekommen."

„Die Schilderung des Feuers in Schillers Glocke ist doch wirklich großartig." — „Ja, der Mann hätte Versicherungsagent werden müssen."

Richter: „Sie sind schon unzählige Male vorbestraft." — Angeklagter: „Aber auch schon einige Male freigesprochen, Herr Präsident."

Er: „Deine Freundin hat einen wunderbaren Teint." — Sie: „Ja, ein Tropfen Wasser genügt schon, ihn zu verderben."

„Glauben Sie, daß die Ehe zwischen dem alten Baron und der Primadonna von Dauer sein wird?" — „Sicher, er ist ja der Geleimte."